

Der neue Lehrer.

Eine Schulgeschichte von Hans Florian, Frankfurt a. M.

Es war in der Obersekunda. Zum ersten Male sollten sämtliche Lehrer mit dem hiesigen „Sie“ anreden. Ein Gedanke, der uns alle mit Stolz und Genugthuung erfüllte. Aber noch ein anderes Ereignis spannte unsere Erwartung auf die höchste und ließ uns vielleicht zum ersten Male den Anfang der Unterrichtsstunde herbeiwünschen. Ein neuer Lehrer war für den deutschen Unterricht angekündigt und sollte heute Morgen seinen Antritt bei uns erleben. Alle stimmten darin überein, daß der Neue „gezogen“ werden müsse, und zwar wollte man gleich heute damit beginnen.

„Gleich im Anfang, das ist das Beste“, sagte Karl Weder, „wenn wir ihn von heute an dran gewöhnen, daß wir uns wenig oder gar nichts gefallen lassen. Dann wird er schon müde werden!“ „Ganz recht“, rief Willy Mahler, der bereits im zweiten Jahre in der Klasse saß und deshalb das größte Ansehen genoß und den ehrenvollen Namen „Veteran“ führte, „heute müssen wir ihn eingewöhnen, und zwar schwer! Wenn er jetzt herkommt, wird er schon müde sein.“ „Singen?“ fragte der etwas schüchternere Heinz Hohlbein. „Laut singen?“ „Das ist doch etwas zu früh!“

Auch die anderen Schüler schauten alle auf Mahler und schüttelten zweifelnd die Köpfe. „Man könnte allerdings mit den Bänken klappern“, meinte ein anderer, „das macht nervös und zahn.“ „Der jeder läßt ein Buch fallen“, meinte wieder ein anderer, „das ist ungeschicklich und wirksam, so was kann auch ganz zufällig geschehen sein.“

„Nein, nein“, rief jetzt wieder Karl Weder, „das ist alles nichts. Mahler hat recht: Wir singen, und zwar abwechselnd. Einer fängt an, die anderen fallen ein. So ein „Neuer“ wagt gar nicht, gleich in der ersten Stunde mit Strafen anzufangen. Was kann er uns überhaupt thun, wenn wir alle singen? Arrest geben! Und das ist doch sehr amüßant.“ „Ja, ja er hat recht“, riefen jetzt alle, „das wird gemacht!“ „Ich fange an zu singen“, rief Willy Mahler stolz, „Ihr müßt aber sofort einfallen!“

Wir blickten bewundernd auf den kühnen Mahler. Wie ein Heros kam er uns vor, als er jetzt stolz und selbstbewußt seinen Kopf aufhob, und jeder gestand sich im Stillen, daß er eigentlich doch der Müthigste und Unerfrockenste von der ganzen Klasse sei. In diesem Augenblick läutete es, und jeder huschte eiligst auf seinen Platz. Draußen hörte man Schritte. Jetzt öffnete sich die Thür und der „Neue“ trat herein, Allen, die vorher noch zaghaft und unschlüssig gewesen, wuchs der Muth beim Anblick dieses jungen, schmächtigen, fast schüchternen Mannes, der langsam auf das Kastbecken stieg. Das war das Zeichen. „Was kommt dort von der Höhe?“, begann Mahler mit kräftiger Stimme zu singen, und wir alle fielen ein. „Was kommt dort von der Höhe?“, was kommt dort von der ledernen Höhe?“, ca. ca. ledernen Höhe? — was kommt dort von der Höhe? — halb erkannt, halb erschreckt stand der junge Mann da und schaute uns mit durchdringendem Blick an. „Es ist der Postillon“, größte Mahler. Und — es ist der Postillon“, sang der Chor — „es ist der lederne Postillon“, der Lehrer machte eine Bewegung, als ob er sprechen wollte — „ca, ca Postillon“ fangen wir — „es ist der Postillon“.

Eine merkwürdige Aenderung ging jetzt mit dem jungen Magister vor. Langsam stieg er auf das Kastbecken, setzte sich dort nieder und kreuzte die Arme vor der Brust, während ein ruhiges, fast vernünftiges Lächeln sich auf sein Gesicht legte. So sah er still da und schaute uns an. Wir sangen weiter, aber nicht mehr so einstimmig; bei jeder Strophe fielen Stimmen ab, und als Mahler, der nichts davon wahrnahm, mit voller Stimme die fünfte Strophe begann: „Guten Abend, meine Herren, guten Abend meine Herren“ — da sang niemand mehr mit. Eine unheimliche Stille war eingetreten, und alle blickten auf den noch immer lächelnd dastehenden Doktor Bed.

Mahler, der im Zuge war, sang noch: „Guten Abend, meine ledernen Herren, ca, ca —“ dann schrie er plötzlich heftig erschrocken über die fast heilige Stille, in der sein Gesang doppelt lästernd klang. „Sind Sie schon fertig?“ sagte Dr. Bed höflich zu ihm. „Ich warte solange mit dem Unterricht“, merkwürdig. Alle saßen stumm, keiner lachte, eine Art zornige Scham hatte uns alle erfasst. Wir kamen uns höchst einfüllig und dumm vor. Warum wurde der junge Doktor gar nicht zornig? Wir hätten ihn so gern in Wuth gebracht, und nun lächelte er, so freundlich und mild, als hätten wir ihm ein Ständchen gebracht.

„Vorher ich mit dem Unterrichte beginne“, sprach er jetzt mit klangvoller angenehmer Stimme, „lassen Sie mich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. In der hiesigen Volksschule war ein Junge, der stets zu den besten Schülern gehörte. Er lernte nie außer der Schule, rühte zu Hause kein Buch an, und doch war er, dank seiner guten Begabung, immer der erste unter seinen Kameraden. Drei Jahre besuchte er die Volksschule, dann nah-

men ihn seine Eltern heraus, und er kam in eine Realschule. Aber da ging's abwärts mit mir, — denn da ich's nur gleich sage, der Knabe war ich. — Ich lebte weiter vernünftig und gedankenlos, kaum kam ich aus der Schule, ging's ans Spielen. Fragten mich meine Eltern nach meinen Aufgaben, so hatte ich keine oder hatte sie schon gemacht. Hier und da mußte ich auch wohl eine schriftliche Arbeit zu machen, von der ich wußte, daß sie am nächsten Tage in der Schule nachgesehen wurde. — Aber gelernt habe ich nie, ich wußte gar nicht, daß man lernen mußte. Das Quartal ging zu Ende, die Zeugnisse kamen. — Ich war einer der letzten. Aber das war mir keine Warnung. Ich lebte weiter in meinem Leichtsinne. Als das Schuljahr um war, wurde ich nicht verfehlt, mußte zwei Jahre in der Serta bleiben, kam darauf in Quinta, wo ich knapp verfehlt wurde. In Quarta und Tertia war ich wieder zwei Jahre. Da nahm mich endlich meine Mutter — mein Vater war inzwischen gestorben — aus der Schule, und ich kam in ein Geschäft als Kaufmannslehrling. Das gefiel mir anfangs. Ich war mit Liebe und ernstem Vorsatz in den Kaufmannsstand eingetreten. Ich hatte mir vorgenommen, fleißig zu arbeiten, keine Mühe zu scheuen, um meinen Chef zufrieden zu stellen. Ich hatte mir ausgemacht, wie lüchlich ich werden würde. Ich sah mich im Geiste vom Chef täglich gelobt. Ich wurde ihm unentbehrlich; immer mehr gewann ich sein Vertrauen; man übertrug mir das ganze Geschäft, ich wurde Theilhaber, wurde reich, reich, unendlich reich. — Ja — das waren Träume — Träume, so naiv und ideal, wie sie nur mein abnungsloses, unerfahrenes Gemüth erträumen konnte. Sie waren der Wirklichkeit so fremd wie die Nacht dem Tage. Wohl irrenge ich mich an und war fleißig und strebend in jeder Hinsicht. Aber der Chef war ein Mensch wie —

— wie — er war überhaupt kein Mensch, eine Maschine war er, eine kalte, rechnende Maschine, ohne Herz und Gemüth! Dieser Mensch hat mich ausgelesen, so viel er konnte. Ich mußte arbeiten wie ein Leiharbeiter. Ohne Lob, ohne Anerkennung, ohne Liebe. Glaube ich in seinem Gesicht ein freundliches Lächeln zu bemerken, so war es bei genauem Zusehen ein befriedigtes Grinsen wegen einer guten Einnahme. Erwartete ich ein anerkennendes Wort über meine geleistete Arbeit, so sah ich statt dessen ein triumphirendes Leuchten seiner Augen. Es war die Freude über die billige Arbeitskraft! — Kurz, wohin mein Blick fiel, überall sah ich Berechnung, Geldgier, Geiz und Hartnäckigkeit. — Da — an dieser Stätte, wurden mir zum ersten Male die Augen geöffnet. Da lernte ich zum ersten Male die Menschen von ihrer abtheilenden, thierischen Seite kennen, denn nicht mein Chef allein, auch die meisten anderen, mit denen ich zusammentraf, waren gleich geartet. Kinder! Möge keiner von Euch je mit solchen Menschen zusammenkommen! Sie reißen Euch alles Ideale, alles Poetische und Schöne, das Ihr von der Kindheit mitbringt, sammt der Wurzel aus dem Herzen. Das Herz nehmen sie Euch und bemühen sich, eine Rechenmaschine oder ein Rechenblatt oder einen Geldsack dafür hineinzupflanzen. Wohl sind nicht alle so. O nein, Gott sei Dank, es gibt noch Menschen unter ihnen, fühlende, empfindende Menschen, und möge jeder von Euch, der diesen Beruf ergreift, zu diesen kommen und helfen, das wenige Gute und Schöne weiterzupflanzen und zu vermehren.

Doch ich komme von der eigentlichen Sache ab. — Vier Jahre war ich an diesem Orte; wie oft hatte ich geweint, wie viele Male war ich nahe daran, fortzulaufen. Aber immer sagte ich mir: Du hast Deine Eltern betäubt und getränkt, hast in der Schule nichts gelernt, jetzt geht Deine Mutter alle Hoffnung auf Dich, Du darfst ihre Hoffnung nicht zerstoren. Es ist Deine Pflicht, alles zu ertragen, es ist die Strafe für Deinen Leichtsinne. Du mußt aushalten.

Um diese Zeit kam zu meiner Mutter ein Student als Mieter, mit dem ich oft zusammen war. Er lernte fleißig und eifrig für sein kommendes Examen. Da erfuhr ich ein solch heißes Verlangen nach Bildung und Wissen, ein so mächtiger Drang zum Lernen und Erfahren, daß ich bei den Studenten um die Erlaubniß bat, zuzugehen sein zu dürfen, wenn er lernte. Gern bewilligte er es. Er gab mir Bücher, und in meiner freien Zeit sah ich nun auf seinem Zimmer, hörte zu, wenn er lernte, lernte selbst eifrig und angestrengt, und der Student hoff bald dabei auch treueste und beste. Ich hatte schon vorher einige schriftstellerische Auffäge verfaßt, die ich jetzt auf Anrathen des Studenten an verschiedene Zeitungen sandte. Und als dieselben dort angenommen und honorirt wurden, da verließ ich das Geschäft. Ich studirte weiter. Den Ertrag für die schriftstellerischen Arbeiten, der ungefähr die Höhe meines Salärs als Kaufmann ausmachte, gab ich an meine Mutter, die mit meiner neuen Beschäftigung zufrieden war. Nach drei Jahren konnte ich auf die Universität gehen. Ich hatte erfahren, was Lernen heißt. Jetzt bin ich glücklich am Ziel meiner Wünsche angelangt, bin geachtet bei den Kollegen, geliebt von meiner Mutter und glücklich in meinem Berufe. Der Student, der mir so helfend und treu beigestanden hat, der Begründer meines jetzigen Glückes, ist unser hochverehr-

ter Herr Direktor. — So, Sie kennen mich jetzt, Ihren Lehrer und Freund. Es ist nur noch nötig, daß ich Sie kennen lerne, und das wird wohl bald geschehen sein.“

Eine tiefe, heilige Stille war während der Erzählung des jungen Doktors eingetreten. Alle saßen stumm und anständig da, wie in der Kirche. Die meisten hatten Thränen in den Augen. Wir begriffen, warum uns der neue Lehrer seine Geschichte erzählt hatte. Wir wußten, welche Lektion er uns gegeben hatte, und wir liebten und verehrten ihn schon jetzt wie einen alten, treuen Freund. Blöthlich klapperte eine Bant. Willy Mahler stand auf und trat mit gekentem Kopf vor Doktor Bed. „Ich habe vorhin den höchsten Anschlag gemacht, Sie mit Zöhlen und Schreien zu empfangen“, sagte er mit leiser Stimme, „und habe die andern aufgebeht. Es thut mir jetzt sehr leid. Verzeihen Sie mir, Herr Doktor!“

Doktor Bed reichte ihm freundlich die Hand. „Ich hab's gleich am Anfang verziehen, das habe ich Ihnen ja soeben bewiesen. Wenn Sie eingeleitet haben, daß das „Zöhlen“ bei mir nicht nötig ist, dann bin ich schon zufrieden. Segen Sie sich jetzt, wir beginnen mit dem Unterricht. — Da ertönte die Klingel. Der „Unterricht“ war zu Ende.

Der Sou Philipp Augusts.

Von Paul Desclaux. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Als ich meine unschätzbaren Dienste noch dem Staat widmete und die Stunden von 9 bis 3 Uhr damit verbrachte, sehnstüchtig auf den Bureauausgang zu warten, speiste ich in einem Restaurant in der Rue Gay-Lussac. Eines Tages trat ein älterer, würdiger Herr, den ich schon etlichemal im Lokal gesehen hatte, an meinen Tisch und hielt mir folgende kleine Rede:

„Mein Herr, Sie sind mir vom ersten Augenblick unheimlich sympathisch gewesen. Würden Sie wohl gestatten, daß ich in Ihrer Gesellschaft speise?“

„Aber mit Vergnügen, mein Herr!“ erwiderte ich. „Sehr angenehm!“ Der alte Herr legte eine diebstahlsichtige Altemappe aus braunem Leder auf den Tisch und stellte mit dem Kellner sein Diner zusammen. Dann wandte er sich wieder zu mir und sagte:

„Erlauben Sie zunächst, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Martinier. Ich bin Privatdozent der Archäologie an der Sorbonne.“ Ich verbeugte mich und nannte gleichfalls meinen Namen. „Sehen Sie, mein Herr“, fuhr der Greis fort, „meine Frau und meine Tochter sind in Trouville, mich aber hält eine doppelte Aufgabe in Paris zurück. Erstens vollende ich gerade eine Arbeit über die Rahlköpfigkeit in den verschiedenen Zeitaltern und zweitens befinde ich mich auf der Suche nach einem Sou aus der Zeit Philipp Augusts, einem Sou, der uns aus den Chroniken jener Epoche wohlbekannt, jedoch nur in einem einzigen Exemplar auf unsere Zeit gekommen ist. Das, mein Herr, ist der Grund, warum ich momentan im Refektorium speise, und diesem Umstand verdanke ich das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft.“

Ich drückte seine Hand, die er mir über den Tisch reichte, und der Greis fuhr fort:

„Sie werden es vielleicht nicht glauben, mein junger Freund, daß es drei Arten von Rahlköpfigkeit gibt. Und nun verbeugte er sich zwei geschlagene Stunden über dieses Thema.“

Von da an speisten wir jeden Tag zusammen. Abgesehen von seinen beiden Schülern, der Rahlköpfigkeit und dem Sou Philipp Augusts, war Herr Martinier ein äußerst angenehmer Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich vortreflich unterhielt.

Eines Sonntags schlug er mir vor: „Wollen wir morgen einen kleinen Ausflug nach Trouville machen? Sie sind dort mein Gast, ich stelle Sie meinen Damen vor, und Montag früh fahren wir wieder zu unserer Arbeit zurück. Sagen Sie nicht „nein“, bitte!“

Und ich sagte in der That nicht „nein“. Ich war neugierig, die Familie dieses Originals kennen zu lernen.

Am nächsten Morgen fuhren wir nach Trouville. Die Gattin des alten Archäologen war eine prächtige Matrone; seine Tochter Amalie war ein schlanker, geistvoller Mann, der seinen Tischgenossen, dem meine Einbildungskraft und Zerknirschung bald auffiel.

„Was haben Sie, junger Freund?“ ertönte er mich. „Sind Sie frant? Vertragen Sie die Meerluft nicht?“ „Wollen Sie es mir glauben, mein Lieber“, fügte er hinzu, wieder zu seinem Lieblingssthema übergehend, „daß das Meerwasser ein ausgezeichnetes Vorbeugungsmittel gegen die Rahlköpfigkeit ist?“

Eine Stunde sprach er von der Heilkraft des Meerwassers bei der Rahlköpfigkeit, und als er dieses Thema endlich verließ, begann er vom Sou Philipp Augusts zu dozieren, der

sich absolut nicht finden lassen wollte. Ein zweiter Ausflug nach Trouville brachte mir die Gewißheit, daß ich Fräulein Amalie nicht gleichgültig sei, und auf der Rückfahrt, während der alte Archäologe von Philipp August sprach, überlegte ich die Ausbrüche, in denen ich ihn um die Hand meiner Aussterbenden bitten wollte.

Er hatte mir seine Sympathie des öfteren so unverhohlen ausgedrückt, daß ich ohne sonderliche Angst am nächsten Tage zwischen Käse und Döhl zur That schritt.

„Was denken Sie von mir, Herr Martinier?“ fragte ich.

„Nun, mein lieber Freund, ich denke, daß Sie ein prächtiger junger Mann sind.“

„Glauben Sie, daß ich heirathen darf?“

„Aber natürlich! Ich glaube sogar, daß Sie einen ausgezeichneten Ehemann abgeben werden!“

„Besten Dank! Also: ich will mich in der That verheirathen und zwar möglichst bald. Ich habe eine reizende junge Dame kennen gelernt. Ich bete sie an, ich habe Grund zu glauben, daß ich ihr nicht gleichgültig bin, und ich stehe im Begriff, ihren Vater um ihre Hand zu bitten.“

„Bravo, junger Mann! Meinen herzlichsten Glückwunsch! — Kellner, eine Flasche Champagner!“ Als der Pfropfen gegen die Decke gethakt war, füllte Herr Martinier die beiden Gläser und trank auf mein Wohl.

„Und jetzt — wer ist es?“ fragte er, seinen Kelch auf den Tisch zurückstellend. „Kenne ich die Dame?“

„Sehr genau sogar!“ antwortete ich lächelnd. „Die Dame heißt Fräulein Amalie Martinier!“

„Wie sagen Sie?“

Mit einem Schlagschlag war das Gesicht des alten Gelehrten tief ernst geworden.

„Jawohl, Fräulein Amalie!“ wiederholte ich.

„Oh! junger Mann, das thut mir sehr leid, um Ihre Willen sehr leid! Ich schätze Sie überaus hoch, das ist richtig, aber meine Tochter wird nur einen Archäologen heirathen! Daran ist nichts zu ändern, und ich bedauere unendlich, daß Sie sich... Welch sonderbarer Einfall von Ihnen! Ich... Wissen Sie was! Ich werde Sie meinem Freund Duranfort vorstellen, dem Abtheilungschef im Kultusministerium. Sie werden seine Tochter heirathen. Die Dame hat zwar ein künstliches Bein, aber abgesehen davon ist sie entzückend. Sie sind reich, sie hat 300,000 Frank Mittelgut, Sie werden sehr glücklich werden... Das gefällt Ihnen nicht? Na, wir werden schon etwas anderes finden, aber, bitte sprechen wir nicht mehr von meiner Tochter... Wissen Sie schon, daß man jenseit in Wien ein Manuscript des Maraogoras über die Rahlköpfigkeit entdeckt hat?“

Und während ich traurig an mein verlorenes Glück dachte, verbeugte er sich ausführlich über dieses Manuscript.

Am Tage nach dieser merkwürdigen Szene schaute ich eine Familienangelegenheit vor und fuhr nach Trouville. Ich besuchte die Damen Martinier, die gerade ihre Koffer packten, um nach Paris zurückzufahren, und erzählte ihnen mein Mißgeschick. Die Damen suchten mich nach Kräften zu trösten.

„Werden Sie Archäologe!“ rief die Mutter.

„Finden Sie den Sou Philipp Augusts!“ schlug die Tochter vor.

Den Sou Philipp Augusts finden! wiederholte ich mir im Wagon auf der Heimfahrt. Das ist leicht gesagt, aber ich sehe nicht recht, wie ich das beginnen soll?

In Paris angelangt, kletterte ich auf das Verdeck des Omnibus St. Lazare — St. Michel, um nach Hause zu fahren. Der Schaffner kam mit dem Fahrschein. Ich griff in die Tasche und reichte ihm drei Sou.

„Na, hören Sie mal, mein Herr, der hier gilt ja nicht mehr!“

„Damit gab er mir — wie mochte er nur in meine Tasche gekommen sein? — einen noch ziemlich gut erhaltenen Sou aus der Zeit des Bürgerkönigs Louis Philippe jurid. Ich gab dem Schaffner einen anderen Sou, stellte den unglückigen in die Tasche und dachte seufzend:

Wenn Du noch wenigstens aus der Zeit Philipp Augusts stammtest! Plötzlich blitzte ein Gedanke in meinem Hirn auf. Ich holte den Sou Louis Philippe wieder aus der Tasche, betastete ihn von neuem und hätte beinahe wie Archimedes gerufen: „Heureka!“

Gerade langte der Omnibus an der Place St. Michel an. Ich stürzte Hals über Kopf die steile Treppe vom Verdeck herunter und eilte zum nächstbesten Droffgen.

Eine Viertelstunde später in meinem Zimmer lag der alte Sou, den ich an bestimmten Stellen mit einer Wachsfahrt überzogen hatte, in einem Bade von konzentrirter Salpetersäure. Als ich ihn herausnahm, sah er ganz dünn, klein und wie angegaut aus.

Rückblicksvoll.



„Grüß Gott, Herr Doktor, wie geht es Ihrer verehrten Frau Schwiegermama?“

„Nicht besonders, sie wird einige Monate im Süden zubringen müssen.“

„Und welchen Aufenthaltsort haben Sie ihr da empfohlen?“

„Kamerun!“

Eindruck einer etliche Jahrhunderte alten Münze.

Es handelt sich jetzt nur noch darum, ihn dem alten Archäologen zu präsentieren. Seit der Rückkehr seiner Familie speiste er nicht mehr im Restaurant, und ich traf ihn nur selten.

Er war immer noch freundlich und liebenswürdig zu mir, aber er sprach nie von seinen Damen und glitt eilig darüber hinweg, wenn ich mich nach ihrem Befinden erkundigen wollte.

Eines Abends gewahrte ich ihn auf dem Boulevard des Italiens, im Begriffe nach Hause zu gehen. Ich folgte ihm und erreichte ihn, als er gerade seine Wohnung betreten wollte.

„Ich hoffe, Sie wollen nicht wieder von meiner Tochter sprechen?“ fragte der gute Mann, sichtlich verlegen.

Ich verneinte und erklärte, daß ich gekommen sei, um ihm eine Münze zu zeigen, die mein Vater, ebenfalls ein leidenschaftlicher Numismatiker, unlängst bei einem Freunde entdeckt hatte.

Wieder beruhigt, führte Herr Martinier mich in sein Arbeitszimmer. Er nahm sich nicht einmal die Zeit, den Leberzieher abzulegen.

„Nun lassen Sie einmal sehen!“ drängte er.

Ich reichte ihm die Münze. Er setzte seine Brille auf und betrachtete sorgfältig jeden einzelnen Punkt. Dann rief er, feuerroth vor Freude:

„Mein Philipp August! Er ist's!“

„Nicht möglich?“

„Er ist's, sag ich Ihnen, junger Mann! Betrachten Sie dieses taubere Bild! Es sind die Züge Philipp Augusts. Betrachten Sie diese halb verwischten Schriftzüge Philip... und Fran...! Das bedeutet Philippus und Frankorum... Es ist der langgesuchte Sou Philipp Augusts!... Wieviel wollen Sie dafür?“

„Verzeihung, Herr Martinier, er gehört nicht mir, und ich...“

„Junger Mann, ich zahle dafür, was Sie wollen! Denken Sie nur: ein einziges Exemplar!“

„Es thut mir leid, aber mein Vater...“

„Ich werde ihm schreiben!“ unterbrach mich der Greis, ganz aufgeregt. „Ich stecke den Sou wieder in die Tasche und mache Miene, mich zu entfernen. An der Thür drehte ich mich noch einmal um.

„Herr Martinier, ich wüßte wohl ein Mittel, die Sache zu arrangiren. Bewilligen Sie mir die Hand von Fräulein Amalie, und ich mache mich anheißig, Ihnen dieses seltene Stück zu verschaffen.“

Der Ursprung des Dollarszeichens.

Die beiden Sonnenwenden (die Sommer- und Winterformenwende im Juni und Dezember und die entsprechenden Sternbilder des Tierkreis) wurden von den Alten als zwei Säulen dargestellt, zwischen denen der Sonnengott hin und her wanderte. Der Patron der Wanderer und Schiffer war daher Hercules, ein alter Sonnengott, dessen berühmte zwölf Arbeiten die zwölf Sternbilder des Tierkreis bedeuten. In Spanien, auf Malta, auch in Gades (jetzt Cadix) an der Pforte des Mittelmeeres war sein Säulenpaar in den ihm von den Phöniziern geweihten Tempeln errichtet. Die Säulen in Gades waren die oft genannten „Säulen des Hercules“ (Straße von Gibraltar), bis wohin die tügheren Schiffer des Alterthums sich wagten. Der vor einigen Jahren verstorbene Berliner Gelehrte Franz Kaulaux, der sich darüber in einer Abhandlung über Sinnbilder des Nubens verbreitete, bringt damit auch die biblische Simsonfrage in Beziehung. Simson war, wie auch schon andere Forscher erkannt haben, ein semitischer Sonnengott, wie sein Name zeigt (von Schein-Sonne). Er verlor seine Kraft durch das Abschneiden seiner Haare, die winterlichen Sonnenstrahlen, und die Säulen, die er als Gefangener der Philister mit einer letzten Kraftanstrengung erfaßt und umreißt, bedeuten eben die Sonnenwendensäulen. Zum Dank für die glückliche Fahrt opferten die handelsreisenden Seefahrer in Gades von ihren Schätzen. So sammelten sich im Tempel dafelbst auch edle Metalle, und die schlug man zu Münzen. Diesen wurde nun das Herakleszeichen aufgesetzt, die beiden Säulen, verbunden durch eine hängende Kette. Das zog sich bis ins Mittelalter. Man nannte die so gestempelten Münzen Colonaten (wohl torumpirt fast Colum-naten von Columna „Säule“) oder Säulenthaler und bildete sie kein: Schreiben durch ein Zeichen ab, das sich bald weit verbreitete: Zwei aufrechte Striche mit einem schrägen Quer hindurch, das noch heute für den Dollar gebräuchlich wird. Dasselbe Zeichen soll nach Ernst Krause (Carus Sterne) in dem älteren Zeichen für Pf. Sterl. 4 steden und ebenso in unserem Zeichen für Pfund lb, im Zusammenhange mit dem Wägen der Edelmetalle beifuss Bestimmung ihres Münzwertes. Spanische Silbermünzen tragen noch jetzt das Säulenszeichen, so die Zwei-Pelotas-Stüde, nortaus das Staatswappen von zwei Säulen, um die sich ein Band schlingt, flankirt ist.

Frau Rufka.

Zu welchem Zweck ward uns Musik gegeben?

Ist's nicht des Menschen Seele zu erfrischen

Nach ersten Stunden und der Arbeit Müü!

W. Schafspare.

Musik ist höhere Offenbarung, als alle Weisheit und Philosophie.

L. v. Beethoven.

Was die Finger schaffen ist Macht; was aber innen erklingen, das spricht zu allen wieder und überlebt den gebrechlichen Leib.

Robert Schumann.

Charakterist.

Mann: „Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen!“

„Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen!“

„Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen!“

„Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen!“

„Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen!“

„Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen!“

„Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen! Sieh doch einmal die Franzosen!“